

FUSION: Die Geschichte einer Idee

FUSION e.V. ist ein gemeinnütziger Verein, der seit 1996 vor allem in Neukölln und Marzahn aktiv ist und mit schwer erreichbaren Kindern und Jugendlichen großformatige soziokulturelle und künstlerische Projekte durchführt. Das steht auf der Visitenkarte. FUSION ist aber auch eine Idee, aus der über einen Zeitraum von zwölf Jahren ein programmatisches Projekt und eine komplexe Praxis mit innovativen Methoden entwickelt wurde. Eine Idee von offener freier Kommunikation, von einem Dialog, in dem auch diejenigen eine Stimme haben, die normalerweise sprachlos Opfer der Strukturen und der Ereignisse werden. Das FUSION-Projekt entstand Anfang der 90er Jahre, als in Deutschland die Auswirkungen von Globalisierung und Migration sichtbar und spürbar wurden. Die Gründungsmitglieder von FUSION e.V., Wolfgang Janzer und Martha Galvis de Janzer erzählen die Geschichte der Idee und des Projekts.

1. Der Anfang: Notting Hill Carnival – Die Karibik in Europa.

Als Russell Henderson an einem kalten Morgen im Jahr 1951 fröstelnd auf dem Deck des Schiffes steht, das ihn von Trinidad nach England bringt, und die graue nebelverhangene Silhouette der englischen Küste sieht, denkt er: „*This must be the land of Dracula.*“ Russel ist einer von vielen Tausenden, die von den britischen Kolonien in der Karibik die Reise ins Mutterland England antreten auf der Suche nach Arbeit. Arbeit gibt es genug, Knochenjobs beim Straßenbau, bei der Müllabfuhr, bei den Verkehrsbetrieben. Russ schlägt sich als Musiker durch, er spielt in Kneipen, Clubs und bei Empfängen. Er wohnt, wie viele, die aus der Karibik kommen, im heruntergekommenen Londoner Stadtteil Notting Hill und er muss, wie alle anderen, die Ablehnung und den Rassismus der weißen Engländer ertragen. Aber das ist für einen, dessen Urgroßeltern noch unter der Peitsche der Aufseher auf den Zuckerrohrplantagen der Inseln gearbeitet haben, nichts Neues.

Wir lernen Russell 1993 kennen. Wir sitzen in seinem gemütlichen Wohnzimmer in dem kleinen Häuschen im Norden von London, überall an den Wänden hängen Musikinstrumente und Fotos aus alten Zeiten. Wir trinken Rum und Russ erzählt, wie er Anfang der 60er Jahre mit einer Drei-Mann-Steelband an der Spitze eines Umzugs von etwa zwei Dutzend Kindern durch die Straßen von Notting Hill zog. Die Kinderfete war von einer Sozialarbeiterin organisiert worden, die sich um Immigrantenkinder kümmerte. 30 Jahre später war daraus das größte, lauteste und farbigste Straßenfest Europas geworden: Der *Notting Hill Carnival*, der jedes Jahr am letzten Augustwochenende über zwei Millionen Zuschauer aus aller Welt anzieht.

1992 erlebten wir den Karneval in London zum ersten Mal. Es war ein ästhetischer Schock. Anderthalb Flugstunden entfernt, in Deutschland, wurden Menschen anderer Hautfarbe von Neonazis gejagt und Asylantenheime angezündet, und hier feierten die Immigranten ein gigantisches Fest mitten in der Stadt. Riesige Kostüme und Skulpturen wurden durch die Straßen getragen, von den LKWS und aus den überall aufgebauten Sound Systems dröhnte eine Musik, die jeden Muskel im Körper zum Vibrieren brachte. Ein Rausch von Farben, Formen, Klängen und Gerüchen und es war so leicht, sich den Weg durch ein Meer von tanzenden Menschen zu bahnen, man musste nur mittanzen, sich dem Rhythmus überlassen.

Aus unserem ersten Zusammentreffen mit dem *Notting Hill Carnival* entstand eine Serie von Schwarz/Weiß-Fotografien, vor allem Porträts von Karnevalsteilnehmern, die ein Bild von der Ernsthaftigkeit, der Würde und der Tiefe

der Menschen vermitteln, die das Fest feiern und tragen. Hier war etwas Einzigartiges zu spüren, eine Haltung, eine Kraft, ein Selbstbewusstsein und ein Stolz, völlig anders als alles, was man in Deutschland mit dem Phänomen Migration und den Migranten assoziierte. Wir mussten diese Menschen kennen lernen und mehr über sie erfahren.

Und so kamen wir ein Jahr später zu Russell Henderson, der uns erzählte, wie alles anfangs damals im London der 50er Jahre, wir trafen Lawrence Noel, der als Junge in Trinidad die Kunst des *wire bending*, des Drahtbiegens zur Herstellung spektakulärer Kostüme gelernt hatte und Anfang der 70er Jahre die ersten großen Masken und Kostüme für den *Notting Hill Carnival* gebaut hat. Das Haus der Noels im Londoner Stadtteil Leytonstone ist eine Mischung aus Werkstatt und Karnevalsmuseum und hier wird die Geschichte, die Russ angefangen hat zu erzählen, weitergesponnen. „*All I have learned in my life was to make wings to fly back to Trinidad*“, sagt Lawrence und er erzählt von den 70er Jahren, als der Karneval immer größer wurde und die Stadtverwaltung, die mit dem Ereignis nichts anfangen konnte, das Polizeiaufgebot massiv vergrößerte, als Polizei und Karnevalsteilnehmer aneinander gerieten und der Karneval für die weiße britische Bevölkerung das Image von *riot* und Rebellion bekam, ein Klischee, das durch die weiße Presse Jahr für Jahr aufs Neue bedient wurde. Obwohl der *Notting Hill Carnival* in seinem fast 40jährigen Bestehen sich zu einem der touristischen Großereignisse der britischen Hauptstadt entwickelt hat, besteht das Misstrauen weiter Teile der weißen Mehrheitsbevölkerung gegen diese alle Formen sprengende Form von Migrantenkultur bis heute.

Wir lernen Vernon Williams kennen, einen anderen Veteranen des *Notting Hill Carnival*, der wie Lawrence ästhetische Standards gesetzt hat, Jim Ives, einen weißen britischen Künstler, der dem Londoner Kunstbetrieb den Rücken gekehrt und sich mit Leib und Seele dem Karneval verschrieben hat. Ives ist Leiter der Gruppe *Perpetual Beauty*, die mit Jugendlichen arbeitet und Gründer des ersten *Carnival College*, das Ausbildungsplätze für Jugendliche in den Bereichen Design und Kunsthandwerk bereitstellt. Und Carl Gabriel, einen jungen Karneval-Designer, der neue Methoden, Formen und Stile in die Karnevalsästhetik einführt und die Traditionalisten herausfordert.

Wir lernen, was es für diese Leute bedeutet *to play mas*, Karneval zu machen und auf der Straße zu feiern. Die monatelangen intensiven Vorbereitungsarbeiten in den *mas camps*, den Werkstätten, die gemeinsame Arbeit bis spät in die Nacht, bei der jeder alles gibt, was er kann, die Kommunikation, die bei der Arbeit entsteht, die Spannung und freudige Erwartung, das exzessive Fest auf der Straße vor Millionenpublikum, die Freude und die Erschöpfung.

Der historische Hintergrund, vor dem der Karnevalsprozess sich entfaltet hat, wird zunehmend deutlicher: Kolonialismus, die Deportation von Millionen von Menschen von Afrika in die sogenannte „Neue Welt“, Herren und Sklaven auf den Plantagen der Karibikinseln, die Beendigung der Sklaverei und ein Jahrhundert später das Ende des Kolonialsystems, dann Neokolonialismus, Weltmarkt und Globalisierung und ihre Auswirkungen auf die Menschen von heute. Die Karibik als Schmelztiegel von Menschen, Kulturen, Geschichten, historischen Prozessen.

Und im Schnittpunkt des ganzen sehen wir die uralte, von den sozialen Unterschichten getragene Kulturform des Karneval, in den Sklavenhaltergesellschaften der Antike vorformuliert, im europäischen Mittelalter ausgearbeitet, in der Kolonialzeit von den schwarzen Sklaven des neuzeitlichen Europa in der „Neuen Welt“ übernommen und während der letzten hundert Jahre in einem metamorphischen Prozeß zu einer einzigartigen Ausdrucksform von Populärkultur weiterentwickelt. Wir sehen die Ausbreitung dieser Form im Gefolge des globalen Migrationsprozesses: wohin Menschen aus der Karibik auswandern, nehmen sie ihren Karneval mit: London, New York, Toronto, Rotterdam sind schon infiziert. Der *Carnival Spirit* ist wie ein Virus, gegen den kein Kraut gewachsen ist.

Wir wollen mehr wissen und lesen karibische Literatur und neue britische Literatur geschrieben von Immigranten und wir stellen fest, dass der Karneval in der Literatur kaum vorkommt, obwohl er in der Realität der Karibik und in London nicht zu übersehen ist. Warum ist die Literatur auf diesem Auge blind? Auf der anderen Seite wissen die Leute, die Karneval machen, auch nicht viel über Migrantenliteratur. Wir glauben, dass es sich um zwei unterschiedliche kulturelle Ebenen handelt, die, obwohl sie von denselben Menschen sprechen, aufgrund der europäischen Trennung von Hochkultur und Populärkultur einfach nie miteinander in Kontakt gekommen sind. In einer Reihe von Konferenzen

1995 und 1996, die wir zusammen mit dem London Arts Board organisieren, bringen wir unsere Freunde aus der Karnevalszene mit einigen bekannten Vertretern der neuen britisch-karibischen Literatur zusammen, die wir 1994 in Berlin bei der Veranstaltung *Migrant Voices* in der Literaturwerkstatt Pankow kennen gelernt haben: David Dabydeen, Amryl Johnson, John Agard und Grace Nichols, die alle in England leben, sind da, Earl Lovelace kommt aus Trinidad dazu. Es sind fulminante, lebendige und lange Konferenzen. Literatur und Karneval erkennen sich gegenseitig und wundern sich, warum sie, obwohl so eng miteinander verwandt, so lange unbekannt nebeneinander her gelebt haben. Es entstehen Ideen für gemeinsame Projekte und alle sind fasziniert von unserer Idee, den *Carnival Spirit* in Berlin zu introjizieren.

Anfang 1994 hatten wir ein Konzept entwickelt, das Elemente der Londoner Erfahrung mit der Produktion von Karneval auf die Berliner Situation übertrug und vorschlug, in Berlin eine neue Form von Karneval zu entwickeln, die den Migranten in der Stadt die Möglichkeit zur positiven und ausdrucksstarken Selbstrepräsentation verschaffen sollte. Von der Werkstatt der Kulturen in der Neuköllner Wissmannstrasse, damals eine ganz junge Institution in der Stadt, die mit großen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen hatte, wurde die Idee aufgenommen. Es war von Anfang an klar, dass ein Karneval nicht von einer staatlichen Institution verordnet werden kann. Es mussten Mitstreiter für die Idee gewonnen werden innerhalb der verschiedenen Migrantenszenen in der Stadt, in Jugendeinrichtungen, Kulturinstitutionen und Schulen. Wir liefen von Pontius zu Pilatus, um das Projekt *Karneval in Berlin*, das zunächst unter dem Titel *NewKöln Carnival* lief und dann 1995 in *Karneval der Kulturen* umbenannt wurde, vorzustellen. Von kopfschüttelnder Ablehnung bis zu enthusiastischer Begeisterung reichte die Bandbreite der Reaktionen der Angesprochenen. Am 10. November 1995 organisierten wir zusammen mit der Werkstatt der Kulturen eine große Info-Veranstaltung zum *Notting Hill Carnival*, die für das Projekt werben sollte. Lawrence Noel war dazu mit einem ganzen LKW voller Kostüme aus London nach Berlin gekommen. Im Anschluss daran wurde in der Werkstatt der Kulturen bei zahlreichen Treffen von Interessierten der erste Straßenumzug vorbereitet, der dann am 16. Mai 1996 vor mehreren zehntausend begeisterten Zuschauern vom Neuköllner Hermannplatz zum Mariannenplatz nach Kreuzberg ging. Seit diesem Tag besitzt Berlin eine eigene Karnevalstradition. Der *Karneval der Kulturen* ist heute fester Bestandteil im Festivalkalender der deutschen Hauptstadt.

Jedoch verlief die Einführung des Events nicht konfliktfrei. Unser Hauptakzent beim Karnevalprojekt lag auf der Produktion. Wir stellten uns vor, dass Karneval ein Handlungsrahmen werden könnte, innerhalb dessen Menschen jeglicher Herkunft, die in Berlin leben, zusammen etwas gestalten und damit in einen nachhaltigen Dialog treten können. Karneval sollte eine Methode werden, in einer völlig neuen Form miteinander in Kontakt zu kommen und zu kommunizieren und die Ergebnisse der gemeinsamen Arbeit dann in spektakulärer Form auf der Bühne der Straße der ganzen Stadt zu präsentieren. Karneval sollte auch gerade diejenigen ansprechen und zur Partizipation einladen, die völlig marginalisiert sind: Jugendliche der zweiten und dritten Einwanderergeneration, die nie in die deutsche Gesellschaft integriert wurden, die ohne Perspektiven in ihren Stadtvierteln leben und denen die Mehrheitsgesellschaft ratlos und voller Misstrauen und Angst gegenübersteht. Die Werkstatt der Kulturen jedoch als Institution, die einen schnellen Erfolg vorweisen musste, setzte vor allem auf schon bestehende und etablierte Kulturvereine aus dem Migrantenumfeld, die ihre Herkunftstraditionen pflegten, und auf die zahlreichen in der Stadt existierenden Sambagruppen, auf Gruppierungen also, die auf einen schon existierenden Fundus und ein Repertoire von Kostümen, Musik und Tänzen zurückgreifen und damit schnell auf die Straße gehen konnten. Aus unserer Perspektive erschien das als Folklore und Exotismus. Das Konzept der veranstaltenden Institution blieb unterhalb der Möglichkeiten und Potentiale des Karnevalprojekts, wie es von uns gemeint war.

Deshalb zogen wir uns aus der organisatorischen Ebene des Projekts zurück und gründeten zusammen mit einigen Leuten, die ebenfalls andere Erwartungen an das Karnevalprojekt hatten, 1996 den Verein FUSION-Intercultural Projects Berlin e.V. Der Verein sollte die Prinzipien der karnevalesken Kultur und Ästhetik, wie wir sie in London

kennen gelernt hatten und wie andere Gründungsmitglieder sie aus ihren eigenen biographischen Kontexten kannten, in Berlin verwirklichen: Partizipation, Kommunikation, Engagement, Selbstorganisation, Verantwortung, Phantasie und Kreativität mit dem Ziel, zu einem menschenwürdigen und entspannten Zusammenleben in dieser Stadt beizutragen. So entstand FUSION. Aus einer intensiven kulturellen Austausch Erfahrung, die positive gestalterische Kräfte freisetzt. Die ehemaligen Sklaven des alten Europa haben uns gezeigt, welche Kraft Kultur von unten besitzt, welche Potentiale und Ressourcen in den Menschen vorhanden sind und dass es nur darauf ankommt, Mittel und Wege zu finden, diese Potentiale freizusetzen.

2. Rollbergviertel und YAAM – Karneval & Subkultur.

Ein Namen, ein Vereinslogo, große Ideen, Enthusiasmus und Idealismus, aber kein Geld und keinerlei institutionellen Rückhalt. Alle Anträge an Stiftungen werden abgelehnt. Niemand versteht, was wir wollen. Für die einen, die Kultur fördern, sind wir zu sozial orientiert, für die anderen, die soziale Projekte fördern, sind wir lediglich ein Kulturverein. Deutschland hat seine Schubladen und es ist schwer, die Aktenschränke neu zu ordnen.

Wir arbeiten ehrenamtlich in verschiedenen Jugendzentren in der Stadt, diskutieren mit unzähligen Pädagogen, Sozialarbeitern und Jugendlichen, wir erzählen vom Karneval und seinen Möglichkeiten, mobilisieren weiter für die Teilnahme am *Karneval der Kulturen*, wir bauen Masken mit den Kindern und Jugendlichen. Wir machen karnevaesk eingefärbte Veranstaltungen in Techno-Clubs: Techno-Parties mit Trommeln und Tanzperformances mit Masken. Die ersten unsicheren Gehversuche, alles etwas tapsig und zerfasert, immer entsteht etwas, aber nichts kommt richtig zusammen. Dann Teilnahme am *Karneval der Kulturen* 1997 mit Unterstützung einiger kleinerer Sponsoren. Alles noch recht hilflos und improvisiert. Wir üben ja erst noch den freien Flug. Die Flügel sind noch klein. Aber die LKW-Dekoration kommt schon ganz ansprechend und es gibt Zuschauer am Straßenrand, die klatschen, als wir vorbeiziehen. Und *Les Ton Tons* als Trommler und Stimmungsmacher auf dem Wagen. Der Beginn einer langen und fruchtbaren Freundschaft und Zusammenarbeit.

Dann, im Herbst 1997, endlich eigene Räume für eine mietfreie befristete Zwischennutzung: ein großer Raum im berühmt-berüchtigten Neuköllner Rollbergviertel wird uns von einem dort tätigen staatlich geförderten Modellprojekt zur Gewaltprävention zur Verfügung gestellt. Hier wird das Prinzip der *offenen Werkstatt* entwickelt: sieben Leute mit künstlerischen Fähigkeiten arbeiten mehrere Tage die Woche und jeder, der Lust hat, kann reinkommen und mitmachen. Und die Kids kommen, angelockt zunächst durch die laute Musik und die farbigen Masken im Schaufenster. Man kommt ins Gespräch, sie sehen, dass wir unser Ding machen und eigentlich nichts von ihnen wollen, dass wir uns aber auch Zeit für sie nehmen und ihnen zuhören. Beide Seiten sind neugierig, etwas voneinander zu erfahren. Irgendwann machen sie mit, zeichnen Entwürfe für Masken und fangen an zu bauen. Wir lassen sie machen und helfen ihnen, wenn sie nicht weiterkommen. Daneben wird Breakdance geübt und ab und zu machen wir kleine Parties. Immer mehr Jugendliche verbringen ihre Freizeit bei uns in der Werkstatt und fühlen sich wohl. Doch gerade, als man sich so richtig aneinander gewöhnt hat, ist der Spaß zuende. Wir müssen nach fünf Monaten die Werkstatt räumen, da die Räume an eine Beschäftigungsgesellschaft vermietet werden. Obwohl unsere Arbeit inzwischen im Rollbergviertel bekannt ist und von denen, die begreifen, was wir machen, als sehr positiv eingeschätzt wird, gibt es keine Raumalternativen. FUSION muss im Februar 1998 zusammenpacken und weiterziehen und landet in Kreuzberg im YAAM. Der YAAM-Club, ein stadtwweit bekannter Veranstalter von Open-Air-Events, hat ein riesiges Gelände mit einem leerstehenden Hochhaus mit mehreren Fabriketagen in der Cuvrystrasse direkt am Spreeufer von einer Baugesellschaft zur Zwischennutzung übertragen bekommen. Auf dem Gelände ist die Errichtung eines Einkaufszentrums geplant. Wir verlegen also die Werkstatt in eine 800 m² große Fabriketage, die keinen Pfennig Miete

kostet. Der pure Luxus, es gibt nur ein Handicap. Es ist Februar, im Haus herrschen Temperaturen von bis zu -15° und es gibt keine Heizung. Kleister und Farben frieren ein. Wir haben jedoch Zeitdruck, da wir die Dekoration für einen großen Breakdance Wettbewerb bauen sollen, der von der Kreuzberger Musikalischen Aktion und dem YAAM in einer der Hallen auf dem Gelände veranstaltet wird. Wir arbeiten mit einem Heizlüfter, der mit Gasflaschen betrieben wird, die jeden Tag 25,- DM kosten. Zusätzlich heizen wir mit Soca-Musik, die die Muskeln und die Knochen beweglich hält. So arbeiten wir uns in den Frühling hinein, irgendwann taut das Gemäuer auf und wir fühlen uns immer besser. Wir bekommen oft Besuch von Jugendlichen aus dem Rollbergviertel und auch die Kreuzberger Kids haben uns inzwischen entdeckt und kommen regelmäßig vorbei. Dazu die Leute vom YAAM, die alle locker drauf sind. Wir bereiten die Teilnahme am *Karneval der Kulturen* vor. Genug Raum, um überdimensionale Objekte entstehen zu lassen, die auf Gestelle mit Rädern montiert werden. Der 5 Meter hohe FUSION-Panther mit Namen Panthera Anabolica Pharaonica entsteht in einer ersten Version, ein Vogel mit 6 Metern Flügelspannweite wird gebaut, der rote Löwe, die große Schlange, der Wikingerbär, die Ratte, das ozeanische Ungetüm Anomalocaris und viele andere kleinere Objekte. Dazu rattern die Nähmaschinen, auf denen Kostüme für den Kinderkarneval genäht werden, an dem Valéry von den *Ton Tons* teilnimmt. Eine völlig entfesselte Produktivität, jeden Tag Arbeit bis spät in die Nacht, auf großen bemalten Ölfässern wird getrommelt, in einer Ecke der Werkstatt entsteht ein Tresen, andauernd kommen neue Leute vorbei, viele bleiben und machen mit. Eine Theatergruppe aus dem Senegal probt bei uns und baut Kulissen, eine Sambagruppe kommt regelmäßig zum Üben. Da es in Neukölln keine geeigneten Räume gibt, bauen die Neuköllner Jusos ein großes rotes Pappmachéherz bei uns in der Werkstatt, mit dem sie am Karneval teilnehmen wollen. Im TIP erscheint ein Artikel mit Fotos, die Berliner Abendschau filmt in der Werkstatt. Beim *Karneval der Kulturen* am Pfingstsonntag, der damals noch durch SO 36 führte, bringen wir die großen Objekte auf die Straße. Der LKW, ein bizarres Gefährt von der sowjetischen Roten Armee, wird von FIPS e.V. aus Friedrichshain gestellt und von uns dekoriert, die Soundanlage und die Musik kommt vom YAAM, dazu trommelt Souleymane Touré mit befreundeten afrikanischen Musikern auf unseren Ölfässern. Es ist glühend heiß und die Skulpturen auf Rädern sind schwer zu fahren, aber alle halten durch und genießen es in vollen Zügen. Es gibt sehr viel begeisterten Zuspruch vom Publikum. Die Anstrengung der letzten Monate hat sich gelohnt. Nach dem Umzug werden die Skulpturen aufs YAAM-Gelände gefahren, wo ein paar Tausend Leute weiterfeiern bis zum nächsten Morgen.

Nach dem Karneval geht's gleich weiter: zusammen mit OUTREACH, Südstadt e.V. und dem YAAM nimmt FUSION mit einem eigenen Wagen an der Love Parade teil. Die Wagendekoration wird in der Werkstatt in einer Hau-Ruck-Aktion aus dem Boden gestampft. Jugendliche aus Marzahn, die zum ersten Mal in ihrem Leben in Kreuzberg sind, arbeiten zusammen mit Jugendlichen aus Neukölln und Kreuzberg rund um die Uhr an den Objekten mit. Die anfänglichen Vorurteile der einzelnen Gruppen gegeneinander sind schnell vergessen und bei der Love Parade auf dem Wagen gemeinsam mit bekannten DJs und den *Ton Tons*, haben alle ihren Spaß.

Nach dem gemeinsamen Erlebnis der Love Parade gibt es noch mehrere Partys, die FUSION zusammen mit den Jugendlichen aus Marzahn, Kreuzberg und Neukölln auf dem YAAM-Gelände feiert und eine Ausstellung von FUSION-Objekten, die sich über zwei Etagen erstreckt. Dann ist wieder Schluss mit allem, denn die Bulldozer rücken an. Mehrere Interventionen von YAAM und FUSION bei der Kreuzberger Bezirksverwaltung und im Kreuzberger Jugendhilfeausschuss sind erfolglos. Das geplante Einkaufszentrum ist wichtiger als erfolgreiche Jugendarbeit. Die lebendige Subkultur, die sich auf dem Gelände an der Spree entwickelt hat, muss der Kommerzkultur weichen. Und wieder waren wir obdachlos und mussten weiter ziehen.

Die Gebäude wurden platt gemacht, die Baugesellschaft hob gigantische Löcher aus und das war's dann auch schon. Heute ist das Gelände ein verwildertes Biotop auf dem die Ratten hausen. Die Kreuzberger kaufen noch immer woanders ein.

3. Neukölln-Reuterkiez: Kunst & Jugendarbeit.

Im Spätsommer 1998 arbeitet FUSION auf dem Reuterplatz in Neukölln. Wir bauen im Auftrag der Jugendförderung Neukölln Masken mit Kindern im Rahmen einer Platzbespielungsaktion, die den ganzen Sommer über läuft und die den verkommenen Platz mit neuem Leben erfüllen soll. Das Wetter ist gut, uns macht es Spaß und den Kindern auch. Es werden immer mehr.

Die Tatsache, dass wir mit den Kindern vom Reuterkiez einen phantastischen Sommer verbracht haben, verschaffte FUSION eine nachhaltig wirksame stabile Basis in Nord-Neukölln. Als der Sommer zu Ende ging und alle weitermachen wollten, verlagerten wir die Aktivitäten in die naheliegende Rütli-Schule und den Kinder- und Jugendclub in der Rütlistraße, der damals noch „Haus Wetzlar“ hieß. Alle konnten sehen, wie gut unsere Methoden ankamen, die Lehrer der Schule, die staatlichen Mitarbeiterinnen der Jugendeinrichtung und das Jugendamt. Auch einige Bezirkspolitiker waren auf uns aufmerksam geworden. Und so entwickelte sich auf einmal alles ganz schnell. Das „Wetzlar“ sollte modernisiert werden und einen neuen Namen bekommen. Die staatlichen Mitarbeiterinnen einigten sich auf den Namen „Manege“. FUSION bekam vom Hochbauamt Neukölln den Auftrag, die Fassade zur Rütlistraße hin völlig neu zu gestalten. Gleichzeitig bekamen wir von der Jugendförderung Neukölln einen Werkvertrag, der die Teilnahme am *Karneval der Kulturen 1999* mit Neuköllner Kindern und Jugendlichen beinhaltete. Im Rahmen des neu aufgelegten Arbeitsförderungsprogramms „Integration durch Arbeit“ (IdA) konnten wir in Kooperation mit der Beschäftigungsgesellschaft „Neuköllner Arbeit“ 18 arbeitslose Jugendliche für ein Jahr als reguläre Arbeitnehmer in die „Manege“ holen, die bei den Projekten mitarbeiteten.

So wurde aus FUSION ein kleiner Betrieb mit festen Arbeitszeiten und einer immensen Produktivität. Wir arbeiteten im großen Saal der „Manege“, der zur Karnevalwerkstatt umfunktioniert wurde. Der Saal füllte sich schnell mit zahlreichen grellen Objekten. Unsere IdA-Mitarbeiter arbeiteten zusammen mit den Kindern und Jugendlichen. Die Arbeitskräfte, alles ältere Jugendliche, die vorher meist planlos und untätig auf der Straße rumgegangen hatten, wurden auf einmal zu Vorbildern für die Kinder und Jugendlichen der „Manege“. Sie bekamen die Chance, in verantwortliche Rollen hineinzuwachsen.

Der Auftritt beim Karneval war spektakulär. Wir hatten circa 150 Kinder, Jugendliche und Erwachsene in der Gruppe, viele fahrbare Großskulpturen, massenhaft Masken und Kostüme und zwei dekorierte LKWs. Lehrer und Schüler der Rütli-Schule beteiligten sich. Dazu kam noch eine von Valéry Theresin ausgebildete Trommlergruppe. Das Thema von FUSION war „Die Hölle von Neukölln“.

Direkt nach dem Karneval begannen wir mit der Gestaltung der Fassade. Die Herstellung passgenauer großformatiger und wetterfester Fassadenreliefs war eine künstlerische und technische Herausforderung. Zum ersten Mal laminierten wir die Pappmachéelemente, an denen zahlreiche Kinder und Jugendliche mitgearbeitet haben, mit Glasfaser und Polyester, problematischen Materialien, die nur unter gewissen Schutzvorkehrungen verarbeitet werden können. Die Arbeiten wurden in einem Zeitraum von 5 Monaten abgeschlossen, was nur möglich war durch ein gemeinsames Wollen und eine gemeinsame Anstrengung. Die Einweihung der Fassade wurde mit einem großen Fest auf der Straße gefeiert, die dafür einen Tag lang gesperrt wurde. Hier entstand die Idee für die „Jugendstraße“.

Parallel zu den Fassadenarbeiten lief das Projekt „Reuterplatz“. Da die Sommerspielaktionen auf dem Platz, an denen FUSION beteiligt war, so erfolgreich waren, es jedoch auf dem Platz an jeglicher Infrastruktur fehlte, wurde der leerstehende und verfallende Kiosk auf Veranlassung des Bezirksamts Neukölln von der Firma Wall komplett umgebaut und zwar nach Plänen, die mit FUSION abgesprochen waren, da wir den Kiosk nach Fertigstellung als Kiez-Kommunikations-Treffpunkt betreiben sollten.

Vom 18. Januar – 3. März 2000 wurde „Die Hölle von Neukölln“ ins Rathaus Neukölln verlagert: eine große Ausstellung von FUSION-Objekten, die das gesamte Treppenhaus des Gebäudes einnahm und das altherwürdige Amtsgebäude in eine bizarre Monsterwelt verwandelte. Danach wurde die Ausstellung noch ein paar Wochen in der Volkshochschule Neukölln in der Boddinstraße gezeigt. Mit der VHS-Neukölln arbeitete FUSION mehrere Semester lang im Rahmen eines Schulprojekts in der Rütli-Schule zusammen. Zusammen mit der Kunstlehrerin und zahlreichen Schülern verschiedener Klassen wurde die Fassade des Treppenhauses umgestaltet. Ein Baum entstand, in dessen Ästen sich bizarre Tiere tummelten und sich die Gesichter der Schüler, die wir als Gipsmasken angefertigt hatten, verewigten. Die Schüler waren mit großer Motivation bei der Sache. Das Wandrelief wuchs organisch weiter, schließlich zog es sich über zwei Etagen, geplant war, alle vier Etagen zu nutzen. Das Werk wurde jedoch nie vollendet, da die VHS 2001 ihr Jugendprogramm zusammenstrich und die Honorarfinanzierung einstellte. Trotz zahlreicher Versuche der Schulleitung und von FUSION konnte keine Finanzierung für die Fertigstellung des Kunstwerks gefunden werden, so dass es 2003 aus Brandschutzgründen abgerissen werden musste. Eine herbe Enttäuschung für alle, die mitgemacht haben.

Im April 2000 wurde der Kiosk am Reuterplatz eingeweiht, den FUSION nun an drei Tagen der Woche betrieb, die anderen drei Tage wurden von einem Verein aus dem Kiez. übernommen. Wir veranstalteten während der Sommermonate zahlreiche kleinere Feste auf dem Platz, im Kiosk wurden Parties gefeiert. Das kleine Häuschen war immer brechend voll. Ein wesentlicher Erfolg der Arbeit auf dem Reuterplatz bestand darin, dass es gelang in Kommunikation mit den Familien der Kinder zu treten. Die Mamas der arabischen und türkischen Kinder saßen auf einmal bei uns im Kiosk, sie brachten selbstgebackene Leckereien zu den Festen und beteiligten sich an den Aktivitäten. Die Papas brachten Wasserpfeifen und kümmerten sich um den Grill. Wenn heute so viel geredet wird über die Schwierigkeit, an Migrantenfamilien heranzukommen, können wir aus der Erfahrung der Arbeit auf dem Reuterplatz sagen, dass die beste Möglichkeit in einer *offensiven Kommunikation* besteht. Man muss direkt auf die Leute zugehen. Sie rechnen nicht damit, sind daran gewöhnt, dass es in Deutschland unsichtbare Mauern zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsteilen gibt. Zunächst sind sie überrascht, dann erfreut und dann trinkt man zusammen Kaffee und redet.

In der FUSION-Werkstatt in der „Manege“ wurde die Teilnahme am Karneval vorbereitet. Einige Großskulpturen wurden komplett umgearbeitet, der Panther wurde vergrößert und mit neuen Details ausgestattet, zahlreiche neue Figuren entstanden: Das Insekt, das Skelett, der Dicke Theo. Carl Gabriel war aus London zu Besuch bei uns und baute einen Teufel aus Draht, der ganz oben auf unseren Wagen kam. Unser Team und die Jugendlichen waren inzwischen schon karnevalserfahren, so verlief der Auftritt beim Umzug äußerst entspannt und professionell.

Den Jahreswechsel 2000/2001 feierten wir mit über hundert Jugendlichen im Kiosk auf dem Reuterplatz. Um 12 Uhr nachts jagten wir zur Freude aller Beteiligten einen mit Knallkörpern gefüllten großen Hundehaufen aus Pappmaché in die Luft. Der halbe Platz stand in Flammen, doch Polizei und Feuerwehr hatten Wichtigeres zu tun.

Das Jahr 2001 wurde zu einem schwarzen Jahr für FUSION. Zwischen dem staatlichen Pädagogensteam, das in der „Manege“ arbeitete, und FUSION kam es zu Reibereien, die sich häufig an Kleinigkeiten entzündeten. Es wurde zunehmend deutlicher, dass die beiden in der Einrichtung angewandten Konzepte von Jugendarbeit letztlich inkompatibel waren: auf der einen Seite ein starres formales Regelsystem, das von vielen Jugendlichen nicht akzeptiert wurde und mit Hausverboten und Anzeigen arbeiten musste, auf der anderen Seite unsere Methode der offenen Werkstatt, laut, lebendig und produktiv. In unserem Arbeitsbereich gab es keine Konflikte mit den Jugendlichen, es herrschte eine familiäre Atmosphäre, die getragen war von gegenseitigem Respekt. Das staatliche Team war von unserer Anwesenheit in der Einrichtung einfach überfordert und fokussierte den Konflikt auf eine formale Auseinandersetzung über das Hausrecht. Die zentrale Frage war, ob Hausverbote, die von den staatlichen Mitarbeiterinnen ausgesprochen wurden, auch für das Projekt des freien Trägers galten. Wir lehnten das strikt ab und bestanden auf unserer Autonomie.

Die Kündigung unseres Raumnutzungsvertrags kam für uns völlig unerwartet im Frühjahr 2001. Karneval konnten wir noch machen, da wir einen Werkvertrag mit der Jugendförderung hatten. Die Stimmung im Haus war getrübt, nichts von der freudigen Atmosphäre der früheren Karnevalsvorbereitungen. Wir bauten mit den Jugendlichen zusammen große, zugleich traurig und fürchterlich aussehende Zombies als Wagendekoration, dazu wurden Transparente gefertigt mit der Aufschrift „*Wir sind nicht tot zu kriegen*“. Beim Karneval ließen wir dieses Mal die großen fahrbaren Skulpturen zu Hause, der ziemlich krass dekorierte Wagen, mit dem wir unseren Protest gegen die Kündigung formulierten, genügte. Der Auftritt beim Umzug jedoch wurde zu einer irrwitzigen Party: Tausende von Leuten aus dem Publikum schlossen sich unserem Wagen an und wir heizten ihnen richtig ein. Auch hier war es der Karneval, der die depressive Stimmung in Optimismus verwandelte. Sollen sie uns doch rausschmeißen, *wir kommen wieder!*, lachten unsere Zombies.

Am 26. Juni gab es ein seltsames Ereignis in Neukölln: Ein Demonstrationzug von Kindern, Jugendlichen, Eltern, Lehrern, einigen Bezirkspolitikern, einem kleinen LKW mit Lautsprecheranlage bewegte sich unter massivem Polizeischutz von der „Manege“ zum Rathaus Neukölln und legte den Verkehr in der Neuköllner Altstadt lahm. Wir appellierten noch mal an den Jugendstadtrat, die Kündigung zurückzunehmen. Umsonst. Die Argumente der Jugendlichen konnten ihn nicht umstimmen. Er bot FUSION eine alternative Arbeitsmöglichkeit in einem anderen Kiez an, doch das kam für uns nicht in Frage. Wir wollten bei den Leuten bleiben, mit denen wir seit Jahren zusammenarbeiten. Das Bezirksamt hätte es gern gesehen, wenn wir den Kiosk am Reuterplatz weiterbetrieben hätten, doch wir kündigten den Vertrag von unserer Seite aus, da wir keine halben Sachen machen wollten.

Am 30. Juni werden wir erneut obdachlos. Alle öffentlichen Fördermittel sind gestrichen. Kein Platz, kein Geld, aber jede Menge Werkzeuge, Farben, Materialien und fertige Kunstwerke. Wohin damit?

Jetzt erfahren wir, was es bedeutet, gute sozialraumorientierte Jugendarbeit zu machen. Der Besitzer eines kleinen Geschäfts in der Pannierstraße, bei dem wir seit Jahren unsere Arbeitsmaterialien bezogen haben, erfährt von unserem Dilemma und bietet uns zwei Räume neben seinem Laden, die er nicht benötigt, kostenlos zur Nutzung an. Wir renovieren die Räume, packen unsere Sachen rein und eröffnen ein kleines Atelier, in dem wir einfach weiterarbeiten. Ein Teil der größeren Objekte wird vom YAAM als Dekoration für ihren Platz bei der „Arena“ in Treptow genutzt, unseren dicken Plastik-Theo fahren wir zur Wagenburg an der Lohmühle.

Im Mini-Atelier in der Pannierstraße 58 entwickelt sich eine völlig neuartige Form von Arbeit. Es ist eng, aber gemütlich. Alle, die wir kennen, kommen regelmäßig vorbei und viele arbeiten mit. Die Jugendarbeit von FUSION geht nahtlos und wieder mal rein „ehrenamtlich“ weiter. Die in der „Manege“ und auf dem Reuterplatz aufgebauten Kommunikationsstrukturen bleiben völlig intakt. Als unser Freund, der Ladenbesitzer es sich aufgrund seiner eigenen prekären finanziellen Situation nicht mehr leisten kann, uns die Räume mietfrei zu überlassen, übernimmt die Arbeiterwohlfahrt die Miete für das Atelier. Hier entstehen in den langen Wintermonaten in Zusammenarbeit mit Studenten des Fachbereichs Stadtplanung der TU Berlin auch die ersten konzeptuellen Überlegungen zum Projekt „Jugendstraße“.

Während der Sommermonate 2002 bauen wir auf der Lohmühle „Jamila“, ein 5 Meter langes Sofa in Form eines lächelnden Kamels, wir verbringen viel Zeit dort, es ist wie Urlaub, man arbeitet an einem schönen Objekt und kommt in Kontakt mit unzähligen Leuten, die an unserem Freiluftatelier vorbeikommen.

Daneben eröffnet FUSION eine Werkstatt in Marzahn, in der wir im Auftrag der Quartiersagentur Marzahn Nord-West zusammen mit Jugendlichen sechs große Objekte bauen, die zwischen den Hochhäusern aufgestellt werden sollen.

Dann im Spätsommer 2002 wendet sich das Blatt. Geduld zahlt sich aus. Das nach unserem Auszug umgesetzte „Manege“-Konzept ist gescheitert. Der Einrichtung gelingt es nicht, die Jugendlichen an sich zu binden, sie ist verödet und kann ihrer Funktion im Kiez nicht gerecht werden. Das Jugendamt unter dem neuen Jugendstadtrat Thomas Blesing entschließt sich zu einer radikalen Richtungsänderung. Die „Manege“ soll an einen freien Träger übergeben werden.

Bei einer allgemein ausgeschriebenen Interessensbekundung legt FUSION zusammen mit der Arbeiterwohlfahrt ein gemeinsames Betreiberkonzept vor, das vor dem Jugendhilfeausschuss eine klare Mehrheit vor anderen Bewerbern findet.

Am 22. September 2002 übernehmen FUSION und die AWO die „Manege“ in freier Trägerschaft. FUSION betreibt den offenen Bereich im Erdgeschoss, die AWO führt im ersten Stock das Freiwillige Soziale Trainingsjahr (FSTJ) mit 25 Jugendlichen durch. Wir schließen einen Nutzungs- und einen Leistungsvertrag mit dem Bezirksamt Neukölln über eine Laufzeit von drei Jahren ab und erhalten eine Grundfinanzierung für den Betrieb der Einrichtung.

Das Konzept, das FUSION in der „Manege“ umsetzt, zielt auf eine Veränderung des Freizeitbegriffs. Die Mehrzahl der im Reuterkiez lebenden Jugendlichen besitzt keinerlei positive Lebensperspektive. Der gravierende wirtschaftliche Strukturwandel gekoppelt mit der Bildungskatastrophe und der Herkunft der meisten Jugendlichen aus Migrantenfamilien erzeugt eine soziale Gesamtsituation, in der schon länger bestehende Tendenzen zur Verslumung des Stadtteils sich verstärken. Ein Slum ist ein urbanes Gebiet, das von der Politik aufgegeben wird, in dem die Spielregeln der bürgerlichen Demokratie außer Kraft gesetzt sind und Strukturen von Gewalt und Kriminalität – das Recht des Stärkeren – dominant werden. Wenn die einzige Lebensperspektive für Heranwachsende im Gang zum Sozialamt besteht, können die traditionellen Sozialisierungsinstitutionen Familie und Schule ihrer Aufgabe, selbständige, demokratisch denkende und handelnde Persönlichkeiten heranzubilden, nicht mehr gerecht werden. Wir erleben jeden Tag im Freizeitbereich die Opfer des veralteten Schulsystems und der zerfallenen Institution Familie: orientierungslose, desillusionierte und frustrierte Jugendliche, die eigentlich nichts anderes wollen, als ein ganz normales, einigermaßen abgesichertes Leben zu führen und genau wissen, dass das unter den gegebenen Umständen nicht möglich sein wird.

Die Freizeiteinrichtung „Manege“ hat sich unter der Leitung von FUSION im Jahr 2003 zu einer Art Ersatzfamilie und Ersatzschule entwickelt, in der wir versuchen, die Defizite der traditionellen Institutionen auszugleichen, so gut es mit den geringen zur Verfügung stehenden Mitteln geht: Die Atmosphäre ist familiär, respektvoll und geprägt von Vertrauen – wir organisieren Nachhilfe, motivieren zum Schulbesuch und konzentrieren uns stark auf Angebote, mit denen sich das angeknackste Selbstvertrauen der Kinder und Jugendlichen rekonstruieren lässt: viel Sport, Akrobatik und kreative Aktionen. Doch all das reicht nicht aus, bleibt zwangsläufig Flickwerk und Rummurieren an den Symptomen. Wir können die Jugendlichen zwar von der Straße holen und dafür sorgen, dass sie weniger anstellen und weniger bedrohlich wirken, doch was hilft ihnen das? Wir dürfen ihnen nicht Surrogate bieten, damit würden wir sie und uns selbst betrügen. Wir müssen nach wirklichen Lösungen suchen. Was wirklich notwendig ist, ist eine Neudefinition der Schnittstellen des Freizeitbereichs mit den Bereichen Schule und Familie in Theorie und Praxis, eine Neujustierung all dieser Bereiche auf die soziale Wirklichkeit mit dem Ziel, jeden einzelnen Bereich wieder effizient zu machen und eine praktische Vernetzung zwischen den Bereichen herzustellen und darüber hinaus brauchen wir die Öffnung von echten Perspektiven in Richtung Arbeitsleben und selbständige Existenz jenseits vom Sozialamt.

Um mit dieser komplexen Aufgabenstellung weiterzukommen, hat FUSION im Herbst 2002 das Projekt „Jugendstraße“ gestartet.

4. Die *Jugendstraße*: Vision einer menschlichen Stadt – Sozialraumgestaltung mit Farbe & Rhythmus.

Mit dem Projekt „Jugendstraße“ gewinnt die FUSION-Idee der Entwicklung zeitgemäßer Kommunikations- und Ausdrucksformen eine neue Qualität. Es geht nicht mehr nur um die Arbeit mit Menschen in einem vorhandenen Sozialraum, sondern um die Umgestaltung des Sozialraums mit den dort lebenden Menschen. Der Reuterkiez im Norden Neuköllns, ein von Marginalisierung und Verslumung bedrohter sozialer Brennpunkt, muss in den urbanen

Gesamtkontext reintegriert werden, das erfordert die Beteiligung der Bewohner an der Gestaltung ihres direkten Lebensumfeldes und die Neudefinition dieses Umfeldes in dem Sinne, dass die Bewohner Lust bekommen, sich zu engagieren und zu beteiligen. Es geht also um Aktivierung und Mobilisierung der Menschen im Kiez. Hier nun kann FUSION auf das in jahrelanger Arbeit angesammelte Humankapital zurückgreifen. Die Jugendlichen kennen uns, sie sind bereit uns zuzuhören, da wir auch ihnen zuhören, sie begreifen unsere Vorschläge und denken sie selbständig weiter. Das konnten wir erfahren, als im Winter 2003/2004 zusammen mit Schülerinnen und Schülern der Rütli-Schule ein großformatiges Modell der „Jugendstraße“ gebaut wurde und als bei zwei Bürgerversammlungen Jugendliche engagiert und selbstbewusst für *ihre* „Jugendstraße“ gegen Bedenken von Anwohnern argumentierten. Auch der Senat von Berlin und die Bezirksverwaltung von Neukölln stehen hinter dem Projekt. Es gibt Fördermittel von der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und eine enge Zusammenarbeit mit einzelnen Fachabteilungen im Rathaus Neukölln und mit dem Quartiersmanagement Reuterplatz.

Unser kleines Atelier in der Pannierstraße 58 ist heute das FUSION-Projektbüro. Hier wird das Projekt „Jugendstraße“ koordiniert.

Durch eine gemeinsame Anstrengung aller Beteiligten ist die *Jugendstraße* heute keine Vision mehr sondern Realität. FUSION baute im Frühjahr 2003 die zwei gigantischen Ochsenfrösche, die den Eingang der Straße markieren. Bei der Bemalung der Skulpturen direkt auf der Straße haben zahlreiche Anwohner mitgemacht. Eltern brachten ihre Kinder zum Malen vorbei und saßen auf einmal selbst mit dem Pinsel in der Hand da. Wenn man sich mit der Kunst auf die Straße begibt, kommt man sofort in direkten Kontakt mit den im Viertel lebenden Menschen, in unzähligen Gesprächen lässt sich ganz einfach der Sinn und Zweck der ganzen Veranstaltung vermitteln und Engagement für die Sache erzeugen. Man lernt sich gegenseitig kennen und schätzen. Inzwischen machen Anwohner der *Jugendstraße* zusammen mit den Kindern und Jugendlichen eigenständige Projekte und geben Nachhilfeunterricht in der „Manege“. Unsere manchmal doch etwas verwegene aussehenden älteren Jugendlichen, die gern das Image des coolen Gangsters kultivieren, haben viel von ihrer bedrohlichen Wirkung auf die Nachbarn verloren. Im August 2003 wurde die Straße endgültig für den Fahrzeugverkehr gesperrt, zwei Straßenfeste, die vom Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky eröffnet wurden, waren gut besucht und es herrschte eine entspannte und optimistische Stimmung. An den Festen waren neben bekannten Musikern verschiedene Kooperationspartner von FUSION beteiligt: Der Jugendklub *all eins* aus Köpenick, *antagon theaterAKTion* aus Frankfurt am Main, *Afro-Karib- Express*, das *Feuerrote* Spielmobil der AWO, das FSTJ-Projekt, das Mädchenzentrum *Madonna* aus dem Rollbergviertel sowie der Jugendklub *UNO* aus Marzahn. Im Spätherbst 2003 wurden große Betonkübel aufgestellt, die von einem benachbarten Landschaftsgärtner zusammen mit Jugendlichen aus der „Manege“, Schülerinnen und Schülern der Rütli-Schule und Kindern der ebenfalls in der Rütlistraße angesiedelten Kita bepflanzt wurden. Im Frühling werden sich alle an der Bemalung der Kübel beteiligen. Die in der Straße angesiedelte Kleingartenkolonie „Hand in Hand“ hat die Patenschaft für einige Pflanzenkübel übernommen.

Im Mai 2004 wird mit dem Aufbau des Straßencafés vor der „Manege“, das von Jugendlichen betrieben wird und mit der Open-Air-Ausstellung *Neuköllner Gesichter*, großen Plakaten, die von einem benachbarten Künstlerpaar zusammen mit den Kids gestaltet wurden und die zwischen den Bäumen aufgehängt werden, die Sommersaison in der *Jugendstraße* eröffnet. Eine ganze Reihe von Projekten, die die Straße lebendig machen werden, ist für den Verlauf des Jahres geplant: mehrere Straßenfeste, die Teilnahme am *Karneval der Kulturen*, Theater, Musik und Sportveranstaltungen. FUSION arbeitet mit mehreren Jugendinitiativen, Jugendzentren und Schulen in Berlin zusammen, die sich aktiv in die programmatische Gestaltung der *Jugendstraße* einbringen werden. Darüber hinaus ist die *Jugendstraße* ein Angebot an alle, sich zu beteiligen. Es ist das erste Projekt dieser Art in Berlin und offen für alle Berliner Jugendliche und alle, die mit Jugendlichen arbeiten.

Wir haben in der *Jugendstraße* eine einzigartige Konstellation: eine große Jugendfreizeiteinrichtung, zwei Schulen, zwei Kitas – sämtliche Stationen jugendlichen Lebens werden abgedeckt: Kindheit, Schule, Freizeitgestaltung. Die Idee der *Jugendstraße* lag immer schon auf der Hand, sie entspringt aus der Logik des schon Vorhandenen, das nur sinnvoll und zielgerichtet gekoppelt und neu aktiviert werden muss. Durch Zusammenarbeit der Institutionen besteht die Chance, die Qualität aller Bereiche nachhaltig zu verbessern, wovon die Kinder und Jugendlichen im problembelasteten Kiez enorm profitieren würden.

Das Konzept *Jugendstraße* geht jedoch noch einen notwendigen Schritt weiter: Wenn man mit Jugendlichen arbeitet, muss man auch die Schnittstelle zum erwachsenen Menschen ins Auge fassen. Wir kennen viele, die nie die Chance hatten erwachsen zu werden, sich selbständig ihr eigenes Leben, ihre eigene Existenz aufzubauen, die ihr Leben auf den Fluren des Sozialamts, im Caféhaus, in der Kneipe oder im Knast verbringen. Es geht darum, Brücken ins Arbeits- und Erwerbsleben zu bauen für diejenigen, die für den ersten Arbeitsmarkt heute überflüssig sind, die das schon in jungen Jahren erfahren, wenn alle Bewerbungen um einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz erfolglos bleiben, die, wenn sie volljährig werden, schon frustriert sind und resigniert haben. Ein Stadtteil, in dem Menschen mit dieser Geisteshaltung, mit der Mentalität der Resignation heranwachsen, befindet sich auf einer Spirale nach unten, wird mit einem zwangsläufigen Automatismus zum Slum, wenn es nicht gelingt, positive optimistische Potentiale freizusetzen und zu entwickeln.

Am nördlichen Ende der *Jugendstraße* befindet sich ein großes Gewerbegebiet mit einer seit Jahren leer stehenden alten Villa. Das ganze Areal ist Besitz des Bezirks Neukölln. Das zu Anfang des letzten Jahrhunderts erbaute Gebäude war vor langer Zeit einmal ein Hotel für Fernfahrer, danach eine Zeitlang ein Obdachlosenheim. FUSION plant, das Haus zu einem Jugendhotel umzubauen. Die Hallen auf dem Gewerbegebiet können für kleinere Kunsthandwerksbetriebe genutzt werden, in denen originelle marktfähige Produkte hergestellt werden. In allen Bereichen werden Jugendliche lernen, mitarbeiten und Geld verdienen. Sie werden feststellen, dass kein Mensch in einer Gesellschaft überflüssig ist, dass man sich seinen Platz in der Gesellschaft erobern kann, dass man sich seine soziale Rolle und Bedeutung selbst schreiben kann. Sie werden erkennen, was uns klar geworden ist, als wir vor zwölf Jahren sahen, wie die ehemaligen Sklaven des britischen Empire beim Karneval ihre Hauptstadt mit Rhythmus und Farbe verwandelten: Dass die Fantasie Flügel verleiht, dass es die eigene Kraft ist, die eigenen Wünsche, Träume und Visionen auf die man sich verlassen muss. Sie werden ihre eigenen Fähigkeiten und ihren eigenen Wert erkennen und an der Gestaltung einer menschlichen Stadt, ihrer Stadt, mitarbeiten.

Die Geschichte der FUSION-Idee ist lang, kompliziert, voller Hindernisse und Rückschläge. Aber es ist eine Geschichte, die eine klare Entwicklung zeigt. Es ist die Geschichte der Kommunikation einer Idee. Wir wissen, dass wir Idealisten sind. Ohne Idealismus wäre das Leben arm und langweilig, wir wären verraten und verkauft an eine öde Realität. Aber wir sind auch Realisten: wir sehen, was ist. Und wir sind Künstler: Wir sehen, was möglich ist. Und wir handeln nach einem alten Motto: Wenn es keinen Weg gibt, bahnt man ihn sich im Gehen.

Kontakt:

Wolfgang Janzer, Martha Galvis de Janzer: Jugendklub MANEGE, Rütlistraße 1-3, 12045 Berlin, Tel.: 9393 5011

Öffnungszeiten: Dienstag - Sonntag, 14.00 – 20.00 Uhr

Internet: www.fusionstreet.com

E-Mail: info@fusionstreet.com